E 22063 E

Der Übersetzer

Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Druck und Papier

Straelen
Sept./Okt. 1982
19. Jahrgang, Nr. 9/10

Tilman Spengler

Kampf zwischen Wind und Wogen

Zur ersten Konferenz der deutschen Chinesisch-Übersetzer

Wenn die chinesische Literatur des 20. Jahrhunderts hierzulande praktisch unbekannt ist, liegt das am Mangel, vielleicht gar den Mängeln von Übersetzungen oder ganz einfach an der Literatur? Das war eine der zentralen Fragen, die auf der erstmalig abgehaltenen Konferenz deutscher Chinesisch-Übersetzer erörtert wurde, zu der das Bochumer Landesinstitut für Chinesische Sprache (Sinicum) im Mai eingeladen hatte. Unter den mehr als 60 Teilnehmern waren fast alle deutschsprachigen Übersetzer versammelt, die gemeinsam mit chinesischen Deutsch-Übersetzern über die Probleme redeten, die entstehen, wenn ein Satz, eine Metapher oder gar ein Reim von der einen in die andere Sprache wandert und dabei Literatur bleiben soll.

Dieses Handwerk ist schwierig genug. In Zeiten reduzierter Verlagsprogramme hat es nicht nur keinen goldenen, sondern häufig genug überhaupt keinen Boden. Daher hatten die Veranstalter auch Vertreter des zur Literatur gehörenden Betriebes nach Bochum gebeten, den so kompetenten wie kurzweiligen Kölner Urheberrechtsspezialisten Majoros, Klaus Birkenhauer vom VS, einen Verleger und einen Lektor.

Es fehlten (meist unentschuldigt) die Vertreter der akademischen Sinologie, was darauf hinzudeuten scheint, daß sich am traditionell miserablen Verhältnis zwischen Akademikern und Übersetzern wenig geändert hat. Sinologen sind Puristen, deren Stärke in aller Regel eher in der Kritik von Übersetzungen als in deren Erstellung liegt. Man kann das am Beispiel des auf dieser Konferenz heftig umstrittenen Franz Kuhn verdeutlichen, dem der deutsche Leser die bekanntesten Übertragungen aus der chinesischen Literatur zu verdanken hat. Es sei hier nur an die in den 20er und 30er Jahren erschienenen Werke wie den „Traum der Roten Kammer", die „Räuber vom Liang Schan Moor" oder das „King Ping Meh" erinnert.

Kuhn galt (und gilt) in den Augen vieler Ordinarien bestenfalls als Paradiesvogel, in der Regel aber als warnendes Beispiel für philologisch ungedecktes Varieté. Kuhn schrieb für ein Publikum (die der Konferenz beiwohnenden Neffen machten deutlich, an welch kurzer Leine ihn seine damaligen Verleger führten) und er verfuhr mit den von ihm übersetzten Texten bisweilen sehr eigenwillig; längere Passagen blieben unübersetzt, andere wurden umgedichtet oder kurz referiert. Zudem gilt Kuhn auf Grund seines bisweilen genial individuellen Stils als Mitschöpfer jenes eigentümlich bizarr-niedlichen Zaubergartens, der für viele seiner Leser das Bild von der chinesischen Gesellschaft prägte: ein Garten, in dem sich die Pfirsichmäulchen, die Lotusblumen und die Hundsköpfe tummeln, in dem Jadestengel gestreichelt werden und das Spiel von Wolken und Regen bis zur Ermüdung getrieben wird.

In einem brillanten Referat zeigte der in München lebende Germanist Chang Peng, wie es zu diesen „barocken Chinoiserien" kam: Die chinesische Sprache steckt voller Bilder, die durch häufigen Gebrauch bereits soweit zur Selbstverständlichkeit geworden sind wie – um ein deutsches Beispiel heranzuziehen – die Haare, die zu Berge stehen, wenn es schlicht um Angst geht. Es ist nun sehr verlockend, die Übersetzung dadurch zu exotieren, daß die Bilder in ihrer rohen Wortwörtlichkeit belassen werden. Da wird dann leicht aus einem Galan ein Herr, „der mit dem Wind tollt und mit dem Mondstrahl scherzt", aus einem Ehestreit der „Kampf zwischen Wind und Wogen" oder aus der Gattung der Romanze der „Wind- und Mondroman".

Für den Übersetzer der zeitgenössischen chinesischen Literatur stellt sich dieses Problem kaum noch, hier geht es eher darum, chinesische Redundanzen nicht noch durch deutsche Redundanzen zu belasten. (Lieblingsbeispiel: Im Chinesischen wird mit Vorliebe „mit dem Kopf genickt", den Kopf kann man sich im Deutschen getrost ersparen.) Geschieht das nicht, vermittelt der deutsche Text nur Langeweile; Rupprecht Mayer demonstrierte an einer Reihe von Passagen, wie ein geschickter Übersetzer durch rigorose Verknappung sich dieser Gefahr entziehen kann.

An unseren Übersetzern, soviel wurde auf der Bochumer Tagung klar, liegt es nicht, wenn der modernen chinesischen Literatur in Deutschland noch nicht die Aufmerksamkeit entgegengebracht wird, die die Belletristik aus anderen außereuropäischen Kulturen erfährt. Ganz im Gegenteil: der Studentenaustausch zwischen der Bundesrepublik und der Volksrepublik hat Talente gefördert, nach denen vor zehn Jahren auch mit starken Laternen vergeblich gesucht worden wäre. Das braucht sicherlich noch Zeit zur Reife, in erster Linie zum souveräneren Umgang mit der deutschen Muttersprache, doch die – in vielen Punkten allzu selbstzerfleischerisch vorgetragene – Selbstkritik der Teilnehmer zeigte, daß die Lösung dieses Problems auf keinen Fall an allzu eilfertiger Selbstgefälligkeit scheitern wird.

Es bliebe die Frage nach der Qualität der übersetzten Literatur. In diesem Rahmen muß der Hinweis genügen, daß deren Erschließung erst am Anfang steht und daß für dieses Unterfangen die Bochumer Tagung einen denkbar günstigen Anfang nahm, nicht zuletzt dank der sachgerechten und freundlichen Organisation durch den Sinologen Volker Klöpsch und Professor Helmut Martin, spiritus rector und Direktor des Sinicum. Die akademischen Platzhirsche blieben draußen.

Süddeutsche Zeitung, 29.-31. Mai 1982

F. K. Engler

Übersetzungsprobleme bei altchinesischen Romanen

Philologisches oder literarisches Übersetzen?

Seitens der Sinologen sind bekanntlich immer wieder, vor allem gegen Franz Kuhn, Vorwürfe erhoben worden, daß die chinesischen Romane und Erzählungen nicht richtig ins Deutsche übersetzt seien. Ich will in den folgenden Ausführungen weder mich noch Kuhn gegen solche Vorwürfe verteidigen, sondern zunächst grundsätzlich und dann an einigen Beispielen die Problematik aufzeigen. Was ich damit bezwecke, ist, eine differenzierende Betrachtungsweise zu wecken, die gegen vorschnelle Pauschalurteile gefeit ist. Denn nahezu alle von den Sinologen erhobenen Vorwürfe sind schief, weil sie den Sachverhalt einseitig vom streng philologischen Standpunkt aus betrachten. (. . .)

Grundsätzlich – und darin werden wohl alle mit mir übereinstimmen – muß sich die Übersetzung eines altchinesischen Romans von der rein wissenschaftlichen Übersetzung unterscheiden, bei welcher der wissenschaftliche Apparat zuweilen die Hälfte der

ganzen Arbeit ausmacht. Denn man kann in einem Roman unmöglich zwanzig Parenthesen und zehn Anmerkungen pro Seite bringen. Er muß vielmehr einigermaßen verständlich und lebendig geschrieben sein. Und er muß literarische Qualität besitzen. In einer wissenschaftlichen Übersetzung aber würden alle diese Kriterien verschwinden, und es wäre dann kein Roman mehr. Die möglichst genaue und vollständige Übersetzung von chinesischen Romanen mag daher aus der Sicht der Fachwissenschaft wünschenswert erscheinen. Und doch ist es nur ein akademischer Wunschtraum, der seine Ursache in der extrem philologischen Bezogenheit der Sinologie hat.

Ich glaube nicht, daß es im deutschen Sprachraum auch nur einen Verleger gibt, der, außer vielleicht auf Zuschuß-Basis, bereit wäre, einen solchen Roman herauszubringen. Denn wer, außer den Sinologen, würde ihn lesen wollen? Vor allem aber: wer würde eine solche Arbeit bezahlen? Denn es ist ja doch so, daß die Übersetzung eines altchinesischen Romans schon normalerweise das Drei- bis Vierfache der Zeit in Anspruch nimmt, die man für die Übersetzung eines Romans aus dem Englischen oder Französischen benötigt. Statt sich in unrealistischen Wunschträumen zu ergehen und schiefe Urteile zu fällen, sollte man sich zwei ganz konkrete Fragen stellen: „Wer liest und für wen übersetzt man chinesische Romane?" Und: „Was ist ein Roman überhaupt?"

Schon die relativ hohen Auflagen der altchinesischen Romane auf dem Büchermarkt beweisen, daß sie nicht für die Fachwissenschaft, sondern für das breite Publikum bestimmt sind. Denn der Sinologe braucht den übersetzten Roman so wenig wie der Anglist oder der Slawist, und nur für ihn übersetzen hieße Eulen nach Athen zu tragen. Weil aber der altchinesische Roman für das breite Publikum gedacht ist, muß er lesbar und leicht verständlich sein. (. . .)

Die übersetzerische Grundproblematik, die sich aus dem oben Gesagten ergibt, hat seinerzeit Kippenberg, der Leiter des Insel-Verlages, ausgesprochen, als er den jungen Kuhn mit der ersten Roman-Übersetzung betraute: „Sie können Chinesisch. Können sie aber auch richtig Deutsch?" Das ist nun so zu verstehen: Man kann z.B. aus irgendeiner europäischen Sprache, ja selbst von einem Stück moderner chinesischer Literatur, eine ganz passable Übersetzung anfertigen, ohne daß man dazu auch unbedingt schriftstellerisch-literarische Qualitäten besitzen muß. Schon in den 20er und 30er Jahren hat sich sowohl in der Syntax wie auch im Wortschatz eine „Europäisierung des Chinesischen" bemerkbar gemacht. Das ganze Ausmaß fällt sofort ins Auge, wenn man etwa ein modernes Wörterbuch der chinesischen Sprache aufschlägt. Die Sprach- und Gedankenwelt des modernen Chinesisch ist in der Tat weitgehend europäisiert worden.

Ganz anders ist es dagegen bei altchinesischen Romanen. Weil deren Sprach- und Gedankenwelt der unsrigen noch fern ist, kommt man hier nicht ohne eigene sprachschöpferische Qualitäten aus. Um aber in beiden Bereichen, dem sinologischen wie dem literarischen, Meisterschaft zu erlangen, bedarf es einer langen Erfahrung. Sie sehen das deutlich bei Franz Kuhn. Ich will hier nicht in extenso zu seinen Roman-Übersetzungen Stellung nehmen, denn dazu habe ich mich zu wenig mit ihnen beschäftigt. Aufgefallen ist mir allerdings, daß seine frühen Übersetzungen – und dazu gehören leider auch einige von den großen chinesischen Romanen, die man eben deshalb kritisiert hat – in einer Art „flottem Stil" übertragen sind. Dagegen sind seine späteren Übersetzungen oft meisterhaft. Das hat man, so will es mir scheinen, bisher weder bemekrt noch gewürdigt. (. . .)

Doch davon abgesehen glaube ich, daß man mit den Kritiken Kuhn etwas unterstellt hat, was von ihm selbst nie beabsichtigt wurde. Im Nachwort zu den „Räubern vom Liang-schan-Moor" schreibt er: „Bei einer Übertragung altchinesischer Prosadichtung kommen nur zwei Möglichkeiten in Betracht: entweder eine vollständige, streng philologische Übersetzung für die Fachkreise oder eine freigestaltete Übertragung, eine lebensfähige Neuschöpfung für das bücherlesende und bücherkaufende Publikum. Meine Aufgabe war, aus dem Original für das deutsche Publikum das zu machen, was es in China ist: ein unterhaltendes Volksbuch. Demgemäß variiert meine Fassung von der wortwörtlichen Übersetzung über die künstlerische Übertragung bis zur freien Bearbeitung."

Jahrhundertealtes Umgangs-Chinesisch

Gegen die von den Sinologen gewünschte genaue Übersetzung spricht außerdem, daß die Romane und Erzählungen in der weitschweifigen Umgangssprache abgefaßt sind, die ganze übrige chinesische Literatur dagegen in der konzisen Schriftsprache. Zwar ist die Umgangssprache an sich leichter zu verstehen. Doch das heißt nicht, daß sie auch leichter zu übersetzen wäre.

Man kann z.B. bei der Übersetzung einer im klaren Stil geschriebenen schriftsprachlichen Novelle eine Gratwanderung zwischen der philologischen Exaktheit und der literarischen Ansprechbarkeit machen. Ein anschauliches Beispiel dafür ist die Novelle „Prinz Tan von Yan" in der Übersetzung von Herbert Franke. Bei Romanen und Erzählungen dagegen steht man immer wieder vor einem weitschweifigen Wortgeschlingsel, und selbst wenn man genau weiß, was es bedeutet, stellt sich einem doch immer wieder die Frage: „Wie übersetze ich das jetzt richtig ins Deutsche?" Man müßte nebenher auch ein Sprachkünstler vom Format Nietzsches sein, wollte man Bandwurm-Sätze, genauso wie sie dastehen, ins Deutsche übertragen. Und zudem ist unsere Sprache differenzierend-strukturierend, die chinesische hingegen nuancierend und steckt voller Anspielungen. Dabei geht dann zwangsläufig manches an Nebenbedeutungen verloren. Denn man kann unmöglich alles, sei es durch einen umschreibenden Nebensatz, sei es durch eine Anmerkung, zum Ausdruck bringen. Der Stil und die Lebendigkeit des Romans würden sehr darunter leiden.

Wären also alle chinesischen Romane in einem formschönen, halbklassischen Chinesisch abgefaßt, dann, so meine ich, wären auch die Vorwürfe viel berechtigter, als sie es tatsächlich sind, und dann ließe sich wohl auch über ein genaues Übersetzen auf diesem Feld reden. Doch leider ist das nicht der Fall.

Schon vom Grundsätzlichen her gesehen ist ja der Roman gegenüber der Poesie und den verschiedenen Formen der Prosa eine amorphe Stilgattung. In den westlichen Literaturen fällt dieser Unterschied, vom Übersetzerischen her gesehen, kaum ins Gewicht, weil es hier immer nur eine Sprache gegeben hat, und nicht deren zwei wie im alten China. In der chinesischen Literatur dagegen tritt er umso krasser hervor. Das erklärt sich daraus, daß die in der Umgangssprache geschriebenen Romane und Erzählungen im alten China überhaupt nicht zur Literatur zählten und ihre Verfasser sich nicht selten ihrer Arbeiten geradezu schämten.

Während also die halbklassische Schriftsprache, die sich bereits in der frühen Han-Zeit von der Umgangssprache trennte, durch ihre spätere Entwicklung stark ritualisiert wurde, und es obendrein für alle anderen Gattungen der chinesischen Literatur genau vorgeschriebene Formen gab, hat es einzig für den Roman keine gegeben. Eben deshalb sprengt in ihm auch die Sprache, sei es durch die äußerste Lebendigkeit des Slang, sei es durch Weitschweifigkeit oder auf andere Arten, immer wieder die Form. Der chinesische Roman ist nicht selten „ein gigantisches Chaos" wie bei Balzac. Der Übersetzer aber muß dieses Chaos bändigen, in eine Form bringen, die für den modernen Leser noch verständlich und zumutbar ist. Wenn nun der Sinologe, der ja in der Welt der strengen klassischen und halbklassischen Sprachformen lebt und von solcher Problematik normalerweise gar nicht berührt wird, dem Übersetzer das als philologische Schludrigkeit und Unredlichkeit ankreidet, dann, so meine ich, hat er überhaupt nicht begriffen, worum es hier eigentlich geht.

Zugleich einschränkend und präzisierend möchte ich sagen, daß es auch einige im halbklassischen Schriftstil geschriebene Romane gibt und daß eine ganze Anzahl von ihnen in einem vorzüglichen und leicht zu übersetzenden umgangssprachlichen Stil abgefaßt sind. Doch sie sind teils bereits übersetzt und daher für mich uninteressant, teils aber auch für die Leser von minderem Interesse. Denn man kann ja unmöglich den guten, leicht zu übersetzenden Stil zum Kriterium für die Übersetzbarkeit ma-

chen. Entscheidend ist allein, ob ein solcher Roman dem modernen Menschen auch etwas zu sagen hat und ob er von ihm verstanden werden kann. Ist dies der Fall, dann muß man eben manchmal mit einem weniger guten oder gar schwer zu übersetzenden Stil vorlieb nehmen. Mit den im alten China so beliebten und oft gut und flüssig geschriebenen historischen Romanen ist in unserer ahistorischen Zeit kein Blumentopf zu gewinnen. Hier will Menschliches unmittelbar angesprochen werden. Dasselbe trifft aber auch auf die im alten China so beliebten Romane und Erzählungen zu, in denen fortwährend Geister auftreten. Man kann wohl sagen, daß gut die Hälfte der chinesischen Romane in diese beiden unübersetzbaren Kategorien fällt.

Literatur für Eingeweihte

Soviel zur grundsätzlichen Problematik. Wie ich bereits andeutete, gibt es unter den chinesischen Romanen große Unterschiede. Man kann sie in zwei Kategorien einteilen. Zur ersten gehören alle jene „für das Volk" geschriebenen und in China allgemein bekannten Romane und Sammlungen von Erzählungen, deren Titel auch für Sie Begriffe sind. Diese Romane wurden mehrfach umgeformt, redigiert und kompiliert, so daß sie auch allgemein verständlich sind und man sich bei ihnen auf das reine Übersetzen beschränken kann.

an die übersetzer

ihr seid
die unbesungenen, die ungekrönten:
der dichter bei dem balanceakt
zwischen zwei worten – zwei welten,
der bauchredner, der von anderer träume erzählt mit der eigenen stimme,
oder von eigenen mit den stimmen der anderen,
der brückenbauer, der mit silben, satzzeichen und sätzen arbeitet,
der verkannte schöpfer, dessen schöpfungen nur
von denen mit der höchsten bildung geachtet werden.

hsu kai-ya

(Geleitwort zu einer Anthologie der Literatur der Volksrepublik China, Bloomington/London 1980. Aus dem Englischen übersetzt von Volker Klöpsch.)

Zu der zweiten Kategorie gehören die meisten erotischen Romane. Sie sind vielfach so unbekannt, daß ihre Titel in den meisten chinesischen Literaturgeschichten nicht einmal erwähnt werden und man sie eher noch in den Verbotslisten finden kann. Diese Romane waren aber auch nicht, wie die der ersten Kategorie, „für das Volk" geschrieben, sondern zirkulierten in kleinen, esoterischen Kreisen, und ihre Auflagen dürften kaum mehr als 100–200 Exemplare betragen haben. Nicht selten – und das ist wieder eine Art der Formauflösung – sind sie auch in einem mehr oder minder stark von der Norm abweichenden lokalen Dialekt geschrieben. Vielfach sind es auch keine eigenständige Werke. Die Verfasser nahmen vielmehr eine Geschichte aus einem anderen Roman heraus, oder aber eine schriftsprachliche Novelle und schufen daraus ihren erotischen Roman. Dabei kam es dann nicht selten vor, daß sie seitenlang einfach abschrieben.

Sie werden nun gewiß fragen: Sind diese Romane nicht einfach pornographischer Schund? Lohnt sich ihre Übersetzung überhaupt? Ich will Ihnen ehrlich zugestehen, daß ich zuerst auch so gedacht habe. Weil ich mich von der chinesischen Vorstellung leiten ließ, was Literatur ist und was nicht. Man darf aber diese Romane nicht nur vom Literatur-Schönen und von der Stilistik her beurteilen. Im allgemeinen kann man sagen – und das ist cum grano salis zu verstehen – daß diese beiden Literaturkategorien sich zueinander verhalten wie die Malerei des 19. und des 20. Jahrhunderts. Für die Esoterik der letzteren muß man schließlich auch sein Auge schulen. Aus dem gleichen Grund erscheinen dem modernen Leser manche Romane der ersten Kategorie – wie etwa die schon im 18. Jahrhundert in Europa gut bekannte „Geschichte einer glücklichen Gattenwahl", die bereits Goethe als reichlich zahm empfand, oder wie die „Geschichte der drei Reiche", die noch heute zu den Lieblingsbüchern der Chinesen zählt – als eher nichtssagend. Dagegen kann ihm ein stilistisch weniger gut geschriebener Roman der zweiten Kategorie eine wichtige Botschaft vermitteln, ja er kann für ihn zu einer echten Offenbarung werden, wenn er etwa Probleme aufzeigt und anspricht, die unter anderen Vorzeichen auch hier und heute akut sind.

Diese Romane sind nun nicht zigmal umgeformt, korrigiert und redigiert und auch nicht „für das Volk" geschrieben. Sie wandten sich vielmehr an wenige, teils literarisch hochgebildete Leute, denen die Hintergründe dieser Geschichten ohnehin geläufig waren. Deshalb ist der historische Hintergrund in diesen Romanen oft auch nicht bis ins Detail ausgemalt oder aber nur bruchstückhaft skizziert. Es mag daher wie ein übersetzerisches Sakrileg klingen: mit der bloßen Übersetzung ist es hier oft *nicht* getan. Denn man kann von einem deutschen Leser, der vielleicht nur eine höchst vage Vorstellung vom alten China hat, nicht erwarten, daß er auch das unmittelbar versteht, was dem chinesischen Literaten des 17. Jahrhunderts durchaus verständlich war. Daher bedürfen solche Romane, vor allem wenn sie sich auf Historisches beziehen, der Überarbeitung.

Rekonstruierendes Übersetzen

Ich habe zwei Romane dieser Kategorie übersetzt, das *Zhulin veshi* und das *Zhaoyang qushi.* Was das erste Buch betrifft, so habe ich neben der Übersetzung auch die meisten historischen Originaltexte und die sekundäre Romanliteratur gelesen, die sich auf das Zeitalter des Konfuzius bezieht, nicht zuletzt deshalb, weil ich wegen der Lücken im Roman manches selbst nicht verstand. Dabei habe ich dann eine literaturgeschichtlich wertvolle Feststellung gemacht: Daß nämlich dieser Roman auf dem Roman *Dongzhou lieguozhi* basiert und von ihm z.T. wortwörtlich abgeschrieben ist. Ich habe die oft stark gekürzten Fassungen durch die jeweiligen Originalfassungen ergänzt, und darüber hinaus habe ich aus dem *Zuozhuan* und dem *Guoyu* einige Geschichten in den Roman mit hineingenommen, in denen die Helden und Heldinnen des Romans gleichfalls eine Rolle spielen. Außerdem klaffte in der Mitte des Romans eine große Lücke, die das Verständnis der späteren Ereignisse ungemein erschwerte. Ich schloß sie, indem ich in den Kapiteln 10 und 11 aus dem Material des oben erwähnten Romans die Ereignisse der Schlacht von Bi rekonstruierte. Das glaubte ich verantworten zu dürfen, denn der Verfasser hat ja auch aus diesem Roman abgeschrieben.

Das Ganze war eine oft sehr mühevolle Rekonstruktion und alles andere als eine freie Übersetzung. Sollte daher jemand behaupten, meine Übersetzung wäre nicht die Wiedergabe des Originals, dann würde ich mich erstaunt fragen, was eine solche Kritik überhaupt bezwecken wolle. Denn auf welch andere Weise hätte ich dem modernen Leser wohl das alte China, wie es vor zweieinhalbtausend Jahren war, verständlich machen können?

Die Arbeit am zweiten Roman dieser Art, dem *Zhaoyang qushi,* gestaltete sich noch schwieriger. Dieser Roman beruht auf der Novelle „Der Kaiser und die beiden Schwestern", die Ihnen aus der Novellensammlung „Die Goldene Truhe" bekannt sein dürfte. Man hat vermutet, daß diese in einem absonderlichen Stil geschriebene Novelle eine Fälschung der Ming-Zeit sei. Wie ich jedoch festgestellt und im Nachwort aufgezeigt habe, handelt es sich um eine echte Geschichte der Han-Zeit. Sie ist allerdings nicht in dem literarischen Hochstil geschrieben, den wir alle kennen, sondern gehört demselben Niederstil an wie die zeitgenössischen, auf den Bambusschleißen aufgefundenen Schriftdokumente. Der Verfasser des Romans hat die Novelle in ihre einzelnen Episoden zerlegt und wortgetreu abgeschrieben. Man kann sich daher wohl kaum eine größere stilistische Diskrepanz vorstellen als die zwischen dem hanzeitlichen Niederstil und des Verfassers eigenem, spätmingzeitlichen Slang. Ergänzt wird diese

seltsame Mischung im zweiten Teil noch durch die sungzeitliche Eleganz der Novelle *Zhao Feiyan biezhuan.*
Es war mir klar, daß ich mit der Übersetzung scheitern würde, wenn es mir nicht gelänge, den historischen und landschaftlichen Hintergrund zu rekonstruieren und ihn dem vordergründigen Geschehen, aus dem der Roman alleine besteht, kontrapunktisch entgegenzusetzen. Deshalb habe ich das *Hanshu* und andere Werke, sowie die ganze spätere Literatur der Novellensammlungen und Pinselaufzeichnungen, nach entsprechenden Texten abgegrast, und zwar bis hin zu den Exzerpten des *Taiping guangji.* Dort fand ich dann die in der Novelle und auch im Roman vorhandene lange Geschenkliste, die W. Bauer in seiner Übersetzung leider ausgelassen hat. Da wurde mir endgültig klar, daß die Novelle keine Fälschung der Ming-Zeit sein konnte und ich suchte weiter. Denn bekanntlich stammt das *Taiping guangji* aus dem Jahre 978 n. Chr.
Ich habe mich zwar bemüht, so genau zu übersetzen wie eben möglich. Daß aber die Übersetzung nicht von der Art sein kann, wie sie den Sinologen wünschenswert erscheint, dürfte wohl klar sein und bedarf keiner Entschuldigung. Denn wenn man zur Veranschaulichung die zeitgeschichtlichen Stilepochen, denen die einzelnen Texte angehören, auf unsere Literaturgeschichte überträgt, dann reichen sie vom Hildebrandslied bis hin zur Umgangssprache unserer Zeit. (. . .)

Redigierendes Übersetzen

Der Roman *Xingshi yinyuan* von Pu Songling, an dem ich nun schon seit drei Jahren herumlaboriere und den ich noch in diesem Jahr beenden werde, ist ebenfalls ein Roman sui generis, und ich kann dem chinesischen Herausgeber nur beipflichten, wenn er sagt, daß er zu den fünf besten altchinesischen Romanen zähle und dem modernen Chinesen so erscheine, als ob sich das Ganze in seiner eigenen Umwelt abspielen würde. Dies wurde mir erst bewußt, nachdem ich mich in ihn vertieft hatte.
Worin liegt nun das Besondere dieses Romans? Es liegt in seinem einzigartigen Realitätsbezug und darin, daß dies der große psychologische Roman des alten China ist. Dabei ist das Wort „Realität", das ich hier mangels eines besseren gebrauche, keineswegs in unserem Sinne und auch nur in Anführungsstrichen zu verstehen. Ich will Ihnen das durch ein Zitat von Jung über die kompensatorische Funktion des Schöpferischen in der Kunst erklären. Jung schreibt: „Darin liegt die soziale Bedeutsamkeit der Kunst: sie arbeitet stets an der Erziehung des Zeitgeistes, denn sie führt jene Gestalten heraus, die dem Zeitgeist am meisten mangelten. Aus der Unbefriedigung der Gegenwart zieht sich die Sehnsucht des Künstlers zurück, bis sie jenes Urbild im Unbewußten erreicht hat, welches geeignet ist, die Mangelhaftigkeit und Einseitigkeit des Zeitgeistes am wirksamsten zu kompensieren. Dieses Bild ergreift sie, und indem sie es aus tiefster Unbewußtheit emporzieht und dem Bewußtsein annähert, verändert es auch seine Gestalt, bis es vom Menschen der Gegenwart nach seinem Fassungsvermögen aufgenommen werden kann."
Diese kompensatorische Funktion der Kunst erkennen Sie am abendländischen Liebesroman überdeutlich. Denn die oft maßlose Verherrlichung der Liebe, die wir nicht nur in unseren Romanen, sondern auch in unserer Poesie, unserer Religion und unserer Mystik finden, beweist nicht, daß wir besonders liebevolle Menschen sind, sondern deutet auf das Phänomen unserer Lebensferne und Liebesunfähigkeit hin, die uns Abendländer vor allen anderen Völkern auszeichnet. Daher auch die geradezu krankhafte Sex-Manie und Lebensgier, die wir heute allerorts finden. Dasselbe kann man mutatis mutandis aber auch von den Helden all jener Romane sagen, die im alten China zu Volksbüchern wurden, den Romanen der ersten Kategorie also. Diese Helden, die schon in jungen Jahren die Doktorprüfung bestehen und als Beamten Blitzkarrieren machen oder sonst irgendwelche Heldentaten vollbringen, oder aber sich als große Bösewichter auszeichnen, waren Wunschbilder. In diesen Romanen wurde also nicht die Wirklichkeit, wie sie war, beschrieben, sondern durch sie wurde sozusagen die totale Vergesellschaftung des Menschen im spätzeitlichen China kompensiert.
Der Held des *Xingshi yinyuan* ist kein Held in diesem Sinne, sondern eher das genaue Gegenteil. In vielen Bezügen gleicht er den Anti-Helden der modernen westlichen Romane. Aber auch die Frauen sind, von Ausnahmen abgesehen, alles andere als keusch und tugendhaft. Realistisch ist dieser Roman auch deshalb, weil der Verfasser darin seiner Empörung über Ereignisse Luft macht, die sich in seiner unmittelbaren Umgebung abgespielt haben. Für den modernen Leser muß deshalb gerade dieser Roman hochinteressant sein, wirft er doch viele von seinen festgefügten Vorstellungen über das alte China über den Haufen.
Dieser Realismus bzw. die fehlende kompensatorische Komponente erklären, warum dieser Roman im alten China fast unbekannt geblieben ist. Erst in neuerer Zeit hat man sich mehr für ihn interessiert. Daraus kann man aber auch ersehen, daß man sich, was die Übersetzbarkeit von chinesischen Romanen betrifft, auf die Literaturgeschichten durchaus nicht verlassen kann. Denn das kompensatorische Moment, d.h. das, was wir beim alten China suchen, ist ja ein ganz anderes als das ursprünglich chinesische. Darum sind auch Romane wie die „Geschichte einer glücklichen Gattenwahl" oder die „Geschichte der drei Reiche" für den modernen Leser nahezu bedeutungslos. Während andererseits ein Roman, der im alten China ganz unbekannt geblieben ist, zu einer Offenbarung werden kann.
Die übersetzerische Problematik des *Xingshi yinyuan* war wieder eine ganz andere, und ohne die oben erwähnten Vorzüge hätte ich diesen Roman wohl auch nicht übersetzt. Denn erstens ist er äußerst umfangreich, und zweitens, weil in der Umgangssprache der Provinz Shandong geschrieben, nicht gerade leicht zu übersetzen. Natürlich kam auch nur eine Auswahlübersetzung in Frage. Da lag nun das eigentliche Problem. Bei Auswahlübersetzungen ist es ja im allgemeinen so, daß man die weniger wichtigen Kapitel und Abschnitte einfach fortläßt. Diesen Weg konnte ich hier nicht gehen, weil der Roman so unheimlich in die Breite geht und von Wiederholungen nur so strotzt. Mir will scheinen, als ob Pu Songling hier in das genau entgegengesetzte Extrem gefallen ist wie bei seinen Novellen, die sich durch einen äußerst knappen schriftsprachlichen Stil auszeichnen. Der Roman ist ein typisches Alterswerk. Ich war daher gezwungen, das Ganze mühsam „auszudünnen". Manche Kapitel habe ich der Wichtigkeit halber ganz übersetzt, andere dagegen auf zwei oder drei Manuskriptseiten zusammengestrichen. Meistens habe ich von jedem Kapitel ungefähr die Hälfte übersetzt. Deshalb hat der Leser, mit Ausnahme der 14 bis 15 Kapitel, die ich wegließ, den ganzen Roman vor sich, obwohl die Übersetzung, vom Volumen her gesehen, nur etwa ein gutes Drittel des Originals ausmacht.
Erst angesichts dieser besonderen Problematik ist mir richtig bewußt geworden, worauf es beim Übersetzen eigentlich ankommt und was die letzten Feinheiten dieser Kunst ausmacht. Nicht auf Theorien und Konstruktionen kommt es an, ja überhaupt nicht auf das sie produzierende, konstruktive Denken, das als „Geist" immer in einem diametralen Gegensatz zum „Leben" steht. Sondern darauf, daß man den richtigen Rhythmus findet und ihn konsequent beibehält. Denn erst der Rhythmus gibt dem Roman die echte, innere Spannung, die ihn zum Kunstwerk macht. Sie ist darum auch etwas ganz anderes als die äußere Spannung, die wir häufig in Trivialromanen finden. Darum kommt es in der Literatur auch nicht so sehr auf das „Was" als auf das „Wie" der Erzählung an. Der späte Kuhn hat es hierin zur Meisterschaft gebracht.
Damit ich nicht von Ihnen mißverstanden werde, möchte ich zum Abschluß präzisieren: Was ich hier sagte, berührt die wissenschaftliche Übersetzungsarbeit in keiner Weise und ist ebensowenig ein Plädoyer für die ad-libito-Übersetzung. Wofür ich hier plädiere, das ist lediglich die Handbreit Freiraum, die man bei einer literarisch anspruchsvollen Übersetzung aus einer uns so fremden Sprache, wie es das alte Chinesisch ist, ganz einfach haben muß.

F. K. Engler hielt diesen Vortrag auf der Konferenz der Chinesisch-Übersetzer in Bochum; für den Abdruck im „Übersetzer" wurde er gekürzt. Die vollständige Fassung wird in dem für 1983 geplanten Band mit den Tagungsbeiträgen erscheinen.

Eine neue Zeitschrift für ostasiatische Literaturen

Die Übersetzer-Konferenz am Bochumer Sinicum gab den Anstoß zur Gründung einer Zeitschrift für die Literaturen Ostasiens. Wie die Herausgeber mitteilen, soll die Zeitschrift enthalten:

- Übersetzungen moderner wie vormoderner Literatur aus China und Japan und hoffentlich auch Korea,
- einen „Werkstatt"-Teil mit übersetzungskritischen und übersetzungstheoretischen Aufsätzen, Rezensionen und möglichst zahlreichen Kurzbeiträgen aller Art (Fragen, Antworten, Beobachtungen),
- einen Informationsteil mit vermischten aktuellen Informationen und einer laufenden Bibliographie der einschlägigen Veröffentlichungen in deutscher Sprache.

Als literarische Zeitschrift mit starkem Werkstattcharakter wendet sie sich sowohl an ein allgemeines literaturinteressiertes Publikum als auch an die Übersetzer selbst. Wegen ihrer andersartigen Zielsetzung tritt sie in keinen Wettbewerb zu den akademisch-wissenschaftlichen Periodika.

Die vier Herausgeber - W. Baus (Bochum), V. Klöpsch (Bochum), W. Schamoni (München) und R. Schneider (Tübingen) - bitten alle, die sich mit der Vermittlung von Literatur aus Ostasien beschäftigen, um ihre Mitarbeit: um die Einsendung von Vorschlägen, Manuskripten, bibliographischen Hinweisen (Veröffentlichungsdatum ab Jan. 82). Und natürlich rufen sie auch zur Subskription auf, da sie gerade in der Anfangsphase auf Unterstützung angewiesen sind.

Getragen wird die Zeitschrift von der gemeinnützigen „Gesellschaft zur Förderung japanischer und chinesischer Sprachkenntnisse in der Bundesrepublik Deutschland e.V." in Bochum. Der niedrige Preis (9 DM für das Einzelheft, 16 DM für das Jahresabonnement), der nur die reinen Herstellungskosten deckt, soll möglichst vielen Interessenten den Bezug der Zeitschrift erleichtern. Das erste Heft wird im Frühjahr 1983 erscheinen, die weiteren werden im Halbjahresabstand folgen. Vorgesehen ist ein Umfang von 80-100 Seiten.

Interessenten mögen sich wenden an: W. Baus, c/o Sinicum, Stiepeler Straße 129/III, 4630 Bochum.

Zehntausend Blätter

Im Frühjahr 1982 erschien der erste von vier Bänden einer vollständigen Übersetzung des **Manyôshu,** der großen Anthologie klassischer japanischer Lyrik, deren Titel „Eine Sammlung von zehntausend Blättern" bedeutet. Er wurde von der Princeton University Press und der University of Tokyo Press veröffentlicht und von James Kirkup in der *TLS* rezensiert.

Das gesamte Werk umfaßt 4 516 Poeme von mehreren hundert Dichtern des 7. und 8. Jahrhunderts, darunter auch einige anonyme. Diese Gedichte gelten als erste künstlerische Blüte der japanischen Literatur in der Asuka- und Nara-Periode. Sie entsprechen zeitlich etwa der angelsächsischen Dichtung aus der Epoche Bedas und Caedmons.

Man hatte James Kirkup, der eine Zeitlang „poet in residence" in Sendai/Japan war, als erstes Geschenk eine englische Ausgabe des *Manyôshu* aus dem Jahre 1940 überreicht, die von Iwanami Shoten herausgegeben war und, übersetzt, den Titel „Hunderttausend aus dem Japanischen ausgewählte und übersetzte Gedichte" trug. Kirkup beteuert, daß man für ihn keine bessere Einführung in die japanische Vorstellungs- und Gefühlswelt hätte finden können als mit diesem Geschenk. Ralph Hodgson, einer seiner Vorgänger im Amt des „poet in residence", hatte maßgeblich bei der Durchsicht der von einem Komitee japanischer Gelehrter vorgenommenen Übersetzungen mitgewirkt.

Für diese Auswahl von 1940 waren drei Gesichtspunkte bestimmend gewesen: 1. die dichterische Qualität, 2. die Vermittlung der japanischen Wesens- und Denkart und 3. die kulturelle Bedeutung. Die Originale hatte man zunächst in modernes Japanisch umgesetzt, dann wurden Korrekturen und erste Übersetzungen vorgenommen, die schließlich „ein bedeutender englischer Dichter" - Hodgson - bearbeitete.

Der 1940 verwendete Text basierte auf der damals populären gedruckten Ausgabe von 1643. Als Ian Hideo Levy dann seine modernen Übersetzungen vornahm, hatte er natürlich den unschätzbaren Vorteil, die neuesten Ergebnisse der Forschung verwenden zu können, die bereits manche früheren Interpretationen revolutioniert hatten, vor allem die zwanzigbändige von Omodaka Hisataka. Auch die neue japanische Fassung von Nakanishi Susumu, deren erster Band 1978 von Kodansha veröffentlicht wurde, sowie andere moderne Texte erwiesen sich als sehr nützlich.

Kirkup sieht den Hauptunterschied zwischen der englischen Ausgabe von 1940 und der von 1982 jedoch in der Klangfarbe und im Ton. Hodgson habe den von ihm revidierten Texten einen typisch englischen „ländlichen Charme" verliehen, sie in ein vornehm-gesittetes 18. Jahrhundert versetzt und einen bunt gemischten Blütenduft verströmen lassen. So seien englische Gedichte mit höfischem japanischem Rahmen entstanden.

Schon Hodgson hatte den Reim vermieden und Levy ist ihm klugerweise darin gefolgt, ebenso in der Verwendung des Wortes „envoy" für die *hanka,* eine Schlußstrophe in der Art einer Coda. Die Wortspiele und Alliterationen der Originale lassen sich fast niemals übertragen, und die Wiedergabe der Namen von Vögeln, Insekten, Vierbeinern und Pflanzen sowie einfacher Gebrauchsgegenstände, die es im Westen nicht gibt, stellen den Übersetzer aus „exotischen" Sprachen oft vor große Probleme. Levy habe solche Schwierigkeiten mit bewundernswertem Geschick gemeistert, und sein einfacher, schmuckloser Stil sei ein Muster an Klarheit und sprachlichem Takt. Slang und Jargon, die so manche Übersetzung beeinträchtigen, wurden so gut wie ganz vermieden, jedenfalls hat Kirkup nur zwei kleine Beispiele dafür gefunden.

Er zählt die Themen des Bandes auf, jene vielen anrührenden Gedichte über Trennung und Einsamkeit, über eine verlorene oder auch unmögliche Liebe, über den heimwehkranken Wanderer aus der Hauptstadt, der vom „Gras für sein Kopfkissen" spricht, über die flüchtigen Jahre, die man eine „Kette ungeschliffener Edelsteine" nennt, und über die verschiedenen Jahreszeiten und Stimmungen mit ihren wechselnden Ausblicken. Als Kontrast wird immer wieder die steife, erdrückende Atmosphäre am Hof und die Angst vor Klatsch und Lächerlichkeit erlebt.

Nicht alle Gedichte sind kurz wie die *uta* und *waka,* mit denen die Engländer seit den Übertragungen von Arthur Waley vertraut sind. Es gibt zahlreiche lange Gedichte, so Elegien und lobpreisende Oden des bedeutenden Hofpoeten Hitomaro, der die kaiserliche Familie bei vielen feierlichen und rituellen Anlässen in ihrem göttlichen Rang bestätigt hat, auch eine herrliche Klage zum Tode des Prinzen Takechi im Jahre 696 schrieb, das längste Gedicht in der Sammlung. Berühmt sind gleichfalls die beiden *choka* mit anschließender Coda zum Umzug der ob ihrer Kultiviertheit gespriesenen Kaiserin Jito in ihren „entlegenen" Palast in den Bergen südlich von Yamato - ein erstes psychologisches Portrait.

So sehr diese Gedichtsammlung wegen der Bewältigung von schwierigen Versformen gepriesen wird, so gibt es doch auch ungewöhnliche Prosastücke darin, von denen ein Beispiel des großen Dichters Yamanoue Okura zum Thema der „fließenden Welt" hier - auf deutsch - angeführt sei:

„Doch in dieser Welt ist nichts von Dauer. Es weicht der Berg dem Tal, und Täler wandeln sich zu Hügeln. Und nicht bestimmt ist die Spanne des menschlichen Daseins - daher der Wechsel von Langlebigkeit und vorzeitigem Tod. Im Blinken des Auges sind hundert Jahre des Lebens gelöscht und im Beugen des Ellbogens tausend Jahre spurlos vergangen. Am Morgen sind wir geladen zu einem Bankett, am Abend schon Gast im Hades. Nicht einmal eines weißen Rosses Galopp kann sich mit der Geschwindigkeit messen, mit der uns die Unterwelt einholt. Vergebens hängt an der grünen Kiefer über dem Grab das Schwert der

Treue, und auf den Feldern schwankt die weiße Wistarie klagend im Wind . . ."
Trotz der frühen Entstehungszeit dieser Dichtungen blieb die Bedeutung des *Manyôshu* unvermindert erhalten.

Franziska Weidner

Aus der Sprachforschung

Rund 80 Linguisten aus aller Welt kamen an der Freien Universität Berlin zu einem Kolloquium zusammen, das den **Sprachpartikeln** gewidmet war. Soviel Aufmerksamkeit für die - von Sprachpuristen bisweilen als Parasiten verfemten - kleinen Wörter wie *ja, denn, aber, doch, schon* veranlaßte die FU Berlin zu einer eigenen Pressemitteilung.
Als der Germanist Harald Weydt 1969 seine Dissertation über die Partikeln schrieb, brachte er damit einen Stein ins Rollen. Immer mehr deutsche Wissenschaftler interessierten sich für das bislang recht stiefmütterlich behandelte Gebiet, und seit 1979 leitet Professor Weydt an der FU das Forschungsprojekt „Deutsche Sprachpartikeln". Dabei beschränken die Linguisten ihre Nachforschungen auf die Gegenwart, schreiben spontane Gespräche mit, nutzen die vorhandenen Sammlungen gesprochener Umgangssprache und testen per Fragebogen Erwachsene und Kinder.
Die Sprachteilchen, so Professor Weydt, kommen in alltäglichen Unterhaltungen umso häufiger vor, je vertrauter die Sprechenden sind und je emotionaler das Gesprächsthema ist. „Die Dialogpartner benutzen sie vor allem dann, wenn sie Gemeinschaft herstellen und ihr Gegenüber einbinden wollen."
In gewissem Sinne wollen die Partikelforscher die Schulgrammatik herausfordern und für ein bißchen mehr Toleranz gegenüber den sprachlichen Winzlingen plädieren, die ihrer Ansicht nach auch in so manchen Schulaufsätzen die feinen Unterschiede betonen könnten. Außerdem sollen die Ergebnisse der FU-Linguisten in einem neuen Lehrbuch „Deutsch für Ausländer" verwertet werden.

Die Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) in Wiesbaden hat ihre Vorschläge zur Neuregelung der **Groß- und Kleinschreibung** auf den Tisch gelegt. Eine eigene Rechtschreibkommission hat daran mit Unterbrechungen mehrere Jahre gearbeitet.
Die Großschreibung der Substantive soll beibehalten werden. Dazu war es notwendig, die viel zu schwierigen Duden-Vorschriften radikal zu vereinfachen. Man würde nach den Regeln der GfdS künftig nicht mehr stolpern über ausgeklügelte Unterscheidungen wie „mit Bezug" (groß), aber „in bezug" (klein); „der Betreff" (groß), aber „in betreff" (klein); „alles Mögliche" (groß, wenn es bedeutet: alles, was möglich ist), aber „alles mögliche" (klein, wenn es bedeutet: allerlei, verschiedenerlei) usw.
Die GfdS will diese und viele andere inhaltliche Differenzierungen aufgeben, weil sie dem Schreibenden die Last der orthographischen Unterscheidung auferlegen, ohne daß die Mehrzahl der Leser davon einen Informationsgewinn hat. Sie schlägt daher eine modifizierte Großschreibung vor nach der dreiteiligen Grundregel:
„Ein Wort gilt im Sinne der orthographischen Regelung als Substantiv oder als Substantivierung und wird daher groß geschrieben, wenn eine der drei folgenden Bedingungen zutrifft:
1. Das Wort wird im Text mit Artikel gebraucht
2. Das Wort kann im gegebenen Zusammenhang mit Artikel gebraucht werden.
3. Das Wort ist im Textzusammenhang so zu verstehen, daß es alleinstehend einen Artikel haben kann."
Um das gewohnte Schriftbild nicht unnötig zu verfremden, wurden einige Ausnahmen zugelassen, wie „am + Superlativ" („am schönsten", „am besten" usw.), „die anderen", „die beiden", „ein bißchen", „der eine", „ein jeder", „ein paar", „ein wenig", „der erste, zweite, dritte" usw. Auch Adverbien und Präpositionen, die von Substantiven hergeleitet sind, behalten die Kleinschreibung („zwecks", „trotz", „mittels", „namens", „morgens", „abends" usw.).
Orthographische Anstößigkeiten wie „radfahren", aber: „ich fahre Rad", will die Rechtschreibkommission der GfdS dadurch beseitigen, daß in einem noch folgenden Regelvorschlag zur Getrennt- und Zusammenschreibung solche unfesten Verben mit ganz wenigen Ausnahmen nur noch getrennt zu schreiben sind, wobei der substantivische Verbzusatz immer groß bleibt, also „Rad fahren", „Kopf stehen", „Kegel schieben", ebenso wie jetzt schon: „Seil ziehen", „Sorge tragen", „Ski laufen" usw.
Die Unzahl von winzigen Ausnahmen, die die noch geltende Rechtschreibung in Verruf gebracht haben, wäre mit dem Reformvorschlag der Gesellschaft für deutsche Sprache beseitigt.

Bücher für Übersetzer

Der Kleine Muret-Sanders. Deutsch-Englisch.
Langenscheidt, Berlin und München 1982. 1 246 Seiten u. Anhang, rund 140 000 Stichwörter.

Ein für jeden Übersetzer zu empfehlendes, handliches Werk. Es basiert auf einer Neubearbeitung des in den siebziger Jahren erschienenen „Muret-Sanders" und setzt die Langenscheidts-Großwörterbuchreihe fort. Das einbändige Werk enthält den neuesten Wortschatz und besitzt drei Vorzüge: Umfassende Darstellung der Allgemeinsprache, der Idiomatik und der Fachsprachen; schneller Zugriff und gute graphische Darstellung durch große Schrift, übersichtlichen Artikelaufbau und Seitenaufteilung in drei Spalten; Gleichbehandlung des Britischen und Amerikanischen Englisch in Wortschatz und Sprache. Lexikographische Aktualität wurde angestrebt: So enthält der Band beispielsweise Neologismen wie „Wirtschaftsgipfel", „nachrüsten", „Wiederaufbereitungsanlage", „Endlagerung", „Einstiegsdroge", „Beijing", „Simbabwe". Allein 41 Stichwörter beginnen mit „Umwelt". Heinz Messinger und die Langenscheidt-Redaktion haben ganze Arbeit geleistet.

Roget's Thesaurus of English Words & Phrases.
Longman Group, Essex 1982

Diese von Susan M. Lloyd vorbereitete Neuauflage von *Roget's Thesaurus* (Preis £ 7,95) bezieht die sprachliche Entwicklung der letzten zwanzig Jahre mit ein. Als Folge davon hat es über 20.000 Neubegriffe oder Wortumfeldverschiebungen gegeben, die alle in dieser Neuausgabe berücksichtigt worden sind. Viele Abschnitte kamen neu hinzu, z.B. über Mikroelektronik, Datenverarbeitung, Massenmedien, Geburtenkontrolle, Drogenmißbrauch und Energiequellen; bereits existierende Abschnitte, z.B. über Telekommunikation und Raumfahrt, sind revidiert oder erweitert worden. Neologismen auf den Gebieten Soziologie, Politik, Ökonomie, Kunst, Freizeitbeschäftigung, Ökologie usw. wurden aufgenommen, überholtes Material entfernt, Kreuzverweise hinzugefügt. Auch das graphische Bild ist geändert worden, so daß sich der Benutzer schneller zurechtfinden kann. Die Kreuzverweise hat ein Computer geprüft, das Register beruht ebenfalls auf einer Computer-Aufstellung jedes einzelnen Stichwortes im Text.
Wie kann der *Thesaurus* dem Übersetzer nützen? Wenn das Eins-Zu-Eins-Wort uns nicht weiterhilft.

Hans G. Hönig/Paul Kußmaul: Strategie der Übersetzung.
Band 205 der Tübinger Beiträge zur Linguistik. Gunter Narr Verlag, Tübingen 1982. 172 S., DM 24,80.

Ein Lehr- und Arbeitsbuch, angesiedelt in dem Spannungsfeld Übersetzungstheorie und -praxis. Die beiden Autoren behaupten, daß sich „aus der praktischen Erfahrung und dem übersetzungstheoretischen Ansatz das Prinzip der ‚ausreichenden Differenzierung' ableiten läßt".
Anhand dieses, durch viele Beispiele erläuterten Kriteriums

kann der Übersetzer seine Arbeit methodisch aufbauen und kritisch überprüfen.
Das Bild eines Schachbrettes ziert den Umschlag; Hönig und Kußmaul wollen anhand ihrer Studie erhärten, daß Übersetzen für sie primär eine textgebundene Kommunikation zwischen dem Übersetzer und einem indentifizierbaren Kreis von Adressaten sei. Kapitel I–VI entwickelt diese kommunikative Betrachtung und die daraus abzuleitende übersetzerische Strategie. Im zweiten Teil (Kapitel VII–IX) wird nachgewiesen, wie sich diese Strategie auf verschiedenen Ebenen der sprachlichen Analyse auswirkt. Im Schlußkapitel X wird die Funktion der Übersetzungskritik und die Rolle der Übersetzerausbildung behandelt. Schade ist nur, daß sich so viele Satz- und Rechtschreibfehler in den sonst sehr brauchbaren Text eingeschlichen haben. Vielleicht werden sie bei zukünftigen Auflagen korrigiert. *E.B.*

Troike-Strambaci/Helffrich-Mariani: Wörterbuch des Privat- und Wirtschaftsrechts. Band I: Deutsch-Italienisch.
C.H. Beck, MÜnchen 1982, 1332 S., DM 148,–.

Mit seinen 1332 Seiten beeindruckt dieses Fachwörterbuch allein schon durch seinen Umfang. Die Fachterminologien sind in breiter Auffächerung abgehandelt, daneben ist jedoch ein allgemeiner Wortschatz berücksichtigt worden, wie er in entsprechenden Fachtexten erfahrungsgemäß Verwendung findet. Diese sehr breite Darstellung, die vor allem dem Nichtfachmann zugute kommt, der über die Gesetze der Wort- und Begriffsbildung im Italienischen weniger gut Bescheid weiß als der beruflich routinierte Praktiker, mag den Beck-Verlag wohl auch veranlaßt haben, dieses Werk zusammen mit dem Mailänder Verlag Giuffrè herauszugeben, obwohl es fast genau das gleiche Fachgebiet behandelt wie das Wörterbuch von Conte/Boss, ebenfalls bei Beck und Giuffrè erschienen (vgl. Rezension im „Übersetzer" 3/4-1982, *Anm. d. Red.).* Ein weiterer Grund dafür, daß die beiden Verlage die Überschneidung der beiden Werke nicht gescheut haben, mag darin liegen, daß die Terminologie des Bankwesens in dem vorliegenden Wörterbuch besonders ausdrücklich berücksichtigt ist.
Wie groß der Wortschatz ist, über den der Fachübersetzer heute verfügen muß, um den Anforderungen der Praxis auch nur einigermaßen gerecht zu werden, mag daraus hervorgehen, daß auch ein solches Werk noch keinen Anspruch auf Vollständigkeit auf seinem Gebiet erheben kann. Betrachten wir beispielsweise ein so wichtiges Gebiet wie das des gewerblichen Rechtsschutzes, so stellen wir fest, daß selbst zentrale Begriffe wie „Entgegenhaltung" („anteriorità"), „Oberbegriff" („parte introduttiva"), „Kennzeichnungsteil" („parte distintiva"), „Erfindungshöhe" („livello inventivo" oder „altezza inventiva"), „Amtsbescheid" („notificazione ufficiale") fehlen („Amtsbescheid" ist zwar enthalten, aber mit „sentenza" = „Urteil" wohl nicht zutreffend wiedergegeben). Gerne hätte der Rezensent auch die Übersetzung beispielsweise von „Arbeitsvorbereitung" („tempi e metodi"), „Rechtspfleger" oder „Auflassungsvormerkung" gefunden, wobei natürlich gleich gesagt werden muß, daß die beiden letztgenannten Begriffe deutsche Spezialitäten sind und eine Übersetzuung immer nur versuchen kann, eine ungefähre Vorstellung von ihrer Bedeutung zu vermitteln.
An anderer Stelle ist dieses Problem gut gelöst worden, so für den Ausdruck „Grundschuld", bei dem neben der wörtlichen und wohl einzig möglichen Übersetzung „debito fondiario" auch vermerkt ist, daß es sich um ein dem italienischen Recht fremdes Rechtsinstitut handelt.
Ausgesprochen erfreulich ist auch der zutreffende Hinweis unter dem Stichwort „Grundbuchamt", daß hier nur eine ungefähre Entsprechung zum „Ufficio dei registri immobiliari" besteht. Die sehr reichhaltige Synonymik birgt freilich auch die Gefahr der Ungenauigkeit in sich. So wird zumindest in Deutschland der Liegenschaftskataster nicht vom Grundbuchamt geführt, so daß es sicher besser gewesen wäre, unter „Grundbuchamt" nicht auch „Ufficio del catasto" aufzuführen.
In diesem Zusammenhang fällt auf, daß gelegentlich Wendungen und Ausdrücke vorkommen, die in Deutschland nicht gebräuchlich sind. Ein Patent wird nicht „eingetragen", sondern „erteilt" (anders als in Italien, wo tatsächlich nur eine „Eintragung" erfolgt!), man spricht von „Patenterteilung" und nicht von „Patentbewilligung", von „Warenzeichenpatent" und nicht von „Markenpatent", von „Gebrauchsmuster" und nicht von „Modellpatent", von „Patentanmelder" und nicht von „Patentanwärter", von „Patent-Jahresgebühren" oder „Patent-Aufrechterhaltungsgebühren" und nicht von „Patent-Erneuerungsgebühren". Das gleiche gilt für „Patentlöschungsklage", womit eigentlich nur eine „Nichtigkeitsklage" gemeint sein kann.
Beim Umfang dieses Werks ist es natürlich leicht, die eine oder andere Lösung ausfindig zu machen, die verbesserungsbedürftig wäre: „Rückstellungen" sind „accantonamenti" und als solche zu unterscheiden von „Rücklage" = „riserve"; bei der Übersetzung von „Einkommensteuer" und „Körperschaftssteuer" kommt man um die Abkürzungsungeheuer „IRPEF" = „imposta sul reddito delle personne fisiche" und „IRPEG" = „imposta sul reddito delle persone giuridiche" nicht herum; „Regiearbeiten" sind zunächst und vor allem „lavori in economia"; dem deutschen „Vermessungsamt" entspricht wohl am ehesten das „Ufficio tecnico erariale"; „Dienstverpflichtung" entspricht, jedenfalls in der häufigsten Bedeutung, nämlich „Beendigung eines Streiks durch den Staat, der den Streikenden die Wiederaufnahme der Arbeit zur Pflicht macht", keiner der drei angegebenen Lösungen, sondern lediglich dem Terminus „precettazione"; bedauerlicherweise fehlt bei den zahlreichen Synonymen, die als Übersetzung von „Vorstand" angeboten werden – darunter auch „capo", wobei die Stilebenen offenbar durcheinandergekommen sind – ausgerechnet „consiglio di amministrazione", der in der italienischen Aktiengesellschaft doch weitgehend dem deutschen „Vorstand" entspricht: Wortbildungen wie „Scheiterung" (der Verhandlungen) und „innenbetrieblich" sind wohl als innersprachliche Betriebsunfälle zu betrachten.
Mit diesen kritischen Anmerkungen soll jedoch der Wert eines so reichhaltigen und, von geringen Ausnahmen abgesehen, auch zuverlässigen Wörterbuchs, das für jeden Übersetzer eine wertvolle Hilfe bedeutet, nicht in Frage gestellt werden. Dankbar wird der Benutzer auch für die sehr umfangreiche Liste der aufgeschlüsselten Abkürzungen sein, die als Anhang beigefügt ist.

Michael Obermayer

Eine heimliche Festschrift?

Neues aus Barcelona

Die Übersetzer- und Dolmetscherschule der Freien Universität Barcelona startete im Somme eine Halbjahreszeitschrift, die CUADERNOS DE TRADUCCION E INTERPRETACION. Thematisch sollen darin neben der Übersetzung in Wort und Schrift auch die Phonetik, Sprachdidaktik, allgemeine Linguistik, Literatur und verwandte Gebiete durch Aufsätze, Rezensionen, Interviews, Kommentare – kurz: ein Kaleidoskop an Inhalt und Form behandelt werden.
So präsentiert sich das im Juni 82 erschienene, 145 Seiten starke, anzeigenfreie erste Heft mit sieben Übersetzungsthemen (Georges Mounin: Für eine Übersetzungspädagogik; Demetrio Copceag: Die imaginären Bezeichnungen im Übersetzungsprozeß; Joan Fontuberta: Die Übersetzung und der Kontakt zwischen Sprachen; Mercè Tricàs: Text und Kontext im Übersetzungsprozeß; Victor Sanchez de Zavala: Die interidiomatische Übersetzung und die linguistische Theorie; Germán Leopoldo García: Psychoanalyse und Übersetzung; die siebte und letzte in diese Gruppe gehörende Abhandlung stammt von Julio Samsó: Einige Anmerkungen zum astronomischen Lexikon im Traktat Alphons' X. von Kastilien über die Hauptprobleme der sphärischen Astronomie.)
Diesen Aufsätzen ohne persönlichen Bezug schließt sich aus

dem Übersetzeralltag eine scharfe Kritik an einer Arbeit der vielbeschäftigten, in Frankreich lebenden amerikanischen Kollegin Helen R. Lane an. Sie übertrug „Mar", eine Erzählung von Monserrat Roig. Gedeckt durch ein Interview mit der Autorin, lassen die beiden Kritikerinnen kaum ein gutes Haar an der Übersetzungspreisträgerin, die ein wenig schnell und leserfreundlich verdeutlichend gearbeitet hatte. Andere Länder, andere Leser . . . Der Rest der Beiträge befaßt sich mit einer Analyse der Rede und den Aufgaben des lateinamerikanischen Schriftstellers im Exil, interessiert also den Übersetzer weniger.

Dann aber folgt ein sehr ausführliches Interview mit Manuel Sacristán (67) zum Thema Übersetzen. Und man könnte das ganze Heft dieser neuen Zeitschrift für eine getarnte Festschrift halten, die dem seit 1954 überwiegend als Sachbuchübersetzer, aber auch als Autor, Herausgeber und (1956 bis 1962) Universitätsprofessor für Philosophie und (!) Wirtschaftswissenschaften tätigen, ungemein aktiven und vielseitigen Mann noch eine, wenn auch späte Anerkennung in einem immerhin von der Schriftenstelle der Freien Universität Barcelona verbreiteten Medium verschaffen will.
Das Nachkriegsspanien verdankt Manuel Sacristán die Bekanntschaft mit dem marxistischen Gedankengut und Autoren wie Adorno, Marcuse, Lukacs, Gramsci, Habermas, Heidegger (welch letzterem Sacristáns Dissertationsthema gewidmet war, ehe er in Münster/Westfalen zwei Jahre Logik studierte), aber auch mit Schumpeter und Galbraith.
Als man ihm 1979 nach 17 Jahren wieder einen Lehrstuhl an der Universität Barcelona geben möchte, lehnt der Rektorenrat ab. Die rote, in den 60er Jahren politisch recht rege Vergangenheit Sacristáns ist der Stein des Anstoßes. „Eine Schande" - kommentieren die Interviewerinnen.
Sacristáns Ansichten in diesem Interview mögen mit ihrer Skepsis gegenüber Schulen für werdende Übersetzer den Interviewerinnen nicht so ganz behagt haben. Für Sacristán sind Kultur und Kunstsinn eben nicht erlernbar, sondern nur erfahrbar. Aufgabe der Schule sollte in erster Linie die Beherrschung der Mutter- bzw. Zielsprache sein. Ein Streben nach künstlerisch wertvollen Übersetzungen und der Kampf ums tägliche Brot sind schlecht miteinander vereinbar. Das gilt besonders für Spanien. Auslandsaufträge brachten Sacristán das 8-10fache Honorar. Übersetzungen aus dem Englischen - meint Sacristán - wirkten im Spanischen trocken, solche aus dem Deutschen leicht barock und aus dem Italienischen hübsch, aber trügerisch (besonders in der Syntax).
Zur Frage einer freien oder wörtlichen Übersetzung zieht Sacristán letztere vor - verständlich bei einem Sachbuchübersetzer. Interlinearübersetzungen eignen sich seiner Ansicht nach nur für den gebildeten Leser. Die Teamübersetzung findet in Sacristán einen Befürworter, dank seiner reichen Erfahrung in der Herausgabe umfangreicher wissenschaftlicher Werke ausländischer Autoren.
23 Fragen und oft sehr ausführliche Antworten vermitteln ein farbiges Bild des erfahrenen Kollegen. Ob er wohl noch oft an seine Jahre an der Universität Münster zurückdenkt?
Fünf Buchbesprechungen füllen die letzten elf Seiten des Heftes (Approaches to Translation; Grammatik der Rede; Semiotik; akustische Phonetik; Irrlehren und Gegenkulturen sind die Themen).
Zum Schluß noch ein bedauerndes Wort zur Herstellung: Das Heft wimmelt leider von Druckfehlern. Hoffentlich werden die nächsten Hefte in dieser Hinsicht nicht mehr enttäuschen.

HThA

Fundsachen

Auch das gibt's - wir übersetzen: „Derek Coltmans Arbeit als Übersetzer [von Jean Pierrot, *The Decadent Imagination: 1880-1900,* University of Chicago, Press] kann nur empfohlen werden. Sein Text ist knapp [crisp], und er vermeidet mit größtem Geschick Gallizismen. Nicht nur versteht er es, den Fallen französischer Phrasendrescherei zu entgehen, nein, es gelingt ihm, eine Prosa zu schreiben, die häufig lebendiger und weit weniger trocken-akademisch ist als das Original . . ." (TLS, 16. Juli 1982).

Mit ungewöhnlichen Fragen haben Deutsche zu rechnen, wenn sie sich in der Sowjetunion von Ärzten behandeln lassen, die ihr Deutsch aus einem in Kiew herausgegebenen „Praktischen russisch-deutschen medizinischen Sprachführer" haben. Das Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin veröffentliche daraus einige Kostproben: „Zieht es Ihnen im Gebiß oder Hals?" „Fühlen Sie ein Ausweiten der Ohren?", „Haben Sie immer belegte Nase?" oder „Hatten Sie oft volle Verdunkelung in den Augen?" Besonders rätselhaft mutet eine ärztliche Anweisung aus dem Sprachführer an: „Führen Sie eine Kerze hoch in die Vagina abends und morgens während sieben Tage ein." Mit der „Kerze", so meint das Osteuropa-Institut, sei wohl ein Zäpfchen gemeint.

THE AUTHOR, das Mitteilungsblatt der englischen *Society of Authors,* hat eine Rubrik, in der Autoren sich an ihr erstes Buch erinnern. Geoffrey Trease, Verfasser des spektakulär erfolgreichen *Bows Against the Barons* und Dutzender ebenso populärer Jugendbücher, beschreibt, wie nach dem Zweiten Weltkrieg sein damals recht linksgewirktes Werk in vielen Ländern erschien. „Dann wurde es in den Vereinigten Staaten veröffentlicht", schreibt er in seinen Erinnerungen, „und in Brasilien und in Rumänien, wo es den reizenden Titel *Umbrele din Padurea Sherwood* trägt. Ich kann immer die erste Zeile dieser exotischen Ausgaben ausmachen, denn sie besteht aus einem Wort: ‚Crack!' (der böse Landvogt läßt seine Peitsche auf die Schulter des armen Leibeigenen fallen). Auf polnisch wird ‚Chlast!' daraus, ‚Claque!' heißt es in Portugiesisch, ‚Hviss!' in Isländisch und - beruhigend vertraut - ‚KPAK' auf griechisch . . . In Frankreich hat man das Buch leider nur raubgedruckt. Ein Bekannter hat auf einer Reise einen Band entdeckt, der den Titel *Robin des Bois* trug, und hat mir ein Exemplar aus Paris mitgebracht. Ich habe es Seite für Seite mit meinem Buch verglichen und fand, daß etwa fünfzig Prozent ein Plagiat meines eigenen Textes war . . . Dieses Vorkommnis hat mich dazu veranlaßt, ein Mitglied der *Society of Authors* zu werden, von der ich bis dahin geglaubt hatte, daß sie viel zu erhaben sei, um sich mit Autoren von Kinder- und Jugendbüchern zu befassen. Ich war im Irrtum, Gottseidank."

Ab sofort können unsere Mitglieder (!) das

Übersetzer-Verzeichnis 1981/82

zum Vorzugspreis von DM 5,- erhalten. So wird's gemacht:
Sie beschriften ein Adressenschild (DIN A6, d.h. Karteikartengröße, gibt's bei der Post) mit Ihrer *eigenen* Adresse, kleben Briefmarken im Wert von DM 1,40 drauf und schicken es zusammen mit einem 5-Mark-Schein an:
Ursula Brackmann, Bundessparte Übersetzer, Postfach 1282, 7000 Stuttgart 1; oder an:
Klaus Birkenhauer, VdÜ, Kuhstraße 11, 4172 Straelen 1.

DER ÜBERSETZER erscheint zweimonatlich. Einzelpreis DM 2,40 zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier. Verlag Druck und Papier. Verantwortlich: Klaus Birkenhauer, Kuhstraße 11, D-4172 Straelen 1. Redaktion: Eva Bornemann, A-4612 Scharten, Vitta 7, Oberösterreich, Tel. (00 43) 7 27 52 35 oder (0 72 75) 2 35; Rosemarie Tietze, Implerstraße 28, D-8000 München 70. Herstellung: Lothar Letsche. Postscheckkonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 93268-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. - Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, 7024 Filderstadt 4 (Bonlanden).